

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Carlos Ruiz, Zafon
Der Mitternachtspalast

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Nie werde ich die Nacht vergessen, in der es schneite über Kalkutta. Der Kalender des Waisenhauses St. Patrick's zeigte die letzten Maitage des Jahres 1932 an, und die Monate zuvor waren die heißesten gewesen, an die sich die Stadt der Paläste erinnerte.

Mit jedem Tag sahen wir traurig und ängstlich dem Beginn jenes Sommers entgegen, in dem wir unser sechzehntes Lebensjahr vollenden würden, was gleichbedeutend war mit unserer Trennung und der Auflösung der Chowbar Society, jenes auf sieben Mitglieder beschränkten Geheimbundes, der uns während unserer Jahre im Waisenhaus Heimat gewesen war. Wir hatten keine andere Familie als uns selbst und keine anderen Erinnerungen als die Geschichten, die wir uns nachts am Feuer im Hof des alten verlassenen Hauses erzählten, das an der Ecke Cotton Street und Brabourne Road stand, ein verfallenes Anwesen, dem wir den Namen Mitternachtspalast gegeben hatten. Damals wusste ich nicht, dass ich den Ort nicht wiedersehen sollte, an dem ich aufgewachsen war und dessen Zauber mich bis heute verfolgt.

Seit jenem Jahr bin ich nie wieder nach Kalkutta zurückgekehrt, doch ich blieb stets dem Versprechen treu, das wir uns stillschweigend unter dem weißen Regen am Ufer des Hooghly River gaben: niemals zu vergessen, was wir erlebt hatten. Die Jahre haben mich gelehrt, alles, was in jenen Tagen geschah, in Erinnerung zu behalten. Ich habe die Briefe aufbewahrt, die ich aus der verfluchten Stadt erhielt und die das Feuer meiner Erinnerungen nährten. So erfuhr ich, dass unser alter Palast abgerissen wurde, um auf seinem Schutt ein Bürogebäude zu errichten, und dass Mr Thomas Carter, der Leiter von St. Patrick's, schließlich starb, nachdem er seit dem Brand, der seine Augen für immer verschloss, die letzten Jahre seines Lebens in Dunkelheit verbracht hatte.

Nach und nach erfuhr ich vom Verschwinden der Orte, an denen wir damals lebten. Der Furor einer Stadt, die sich selbst verschlang, und das Trugbild der Zeit verwischten die Spuren der Mitglieder der Chowbar Society.

So musste ich zwangsläufig lernen, mit der Angst zu leben, diese Geschichte könne für immer verlorengehen, weil niemand mehr da ist, um sie zu erzählen.

Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, dass nun ich, der ich am wenigsten dafür geeignet bin, die Aufgabe übernehme, das Geheimnis zu enthüllen, das uns vor so vielen Jahren vereinte und uns gleichzeitig in dem alten Bahnhof Jheeter's Gate für immer trennte. Ich

hätte mir gewünscht, es wäre einem anderen zugefallen, diese Geschichte vor dem Vergessen zu bewahren, doch wieder einmal hat mir das Leben gezeigt, dass meine Rolle die eines Zeugen ist, nicht die des Protagonisten.

Über all die Jahre habe ich die wenigen Briefe von Ben und Roshan aufbewahrt, Dokumente aufgehoben, die Aufschluss über die Schicksale der Mitglieder unserer besonderen Gesellschaft gaben, und sie mir immer wieder in der Einsamkeit meiner Wohnung vorgelesen. Vielleicht, weil ich das Gefühl hatte, das Schicksal habe mich zum Bewahrer unserer gemeinsamen Erinnerung bestimmt. Vielleicht, weil mir klar wurde, dass ich von jenen sieben Jugendlichen immer derjenige gewesen bin, der am wenigsten riskierte, der nicht so brillant und wagemutig war und der deshalb die größten Chancen hatte zu überleben.

In diesem Geist und im Vertrauen darauf, dass mich die Erinnerung nicht trügt, will ich versuchen, die geheimnisvollen und schrecklichen Vorfälle zum Leben zu erwecken, die sich in jenen vier glutheißen Maitagen des Jahres 1932 ereigneten.

Es wird keine leichte Aufgabe werden, und so möchte ich an meine Leser appellieren, wohlwollend über meine ungeschickte Feder hinwegzusehen, wenn ich versuche, der Vergangenheit die Erinnerung an jenen finsternen Sommer in Kalkutta zu entreißen. Ich habe alles darangesetzt, die Realität zu rekonstruieren und mich

in die düsteren Ereignisse zurückzuversetzen, die unauslöschliche Spuren in unserem Leben hinterlassen sollten. Bleibt mir nun, die Szene zu verlassen und die Geschichte für sich sprechen zu lassen.

Nie werde ich die verängstigten Gesichter dieser Jugendlichen vergessen, als es nachts schneite über Kalkutta. Aber fangen wir von vorne an, wie es mir mein Freund Ben einst beibrachte ...

DIE RÜCKKEHR DER FINSTERNIS

Kalkutta, Mai 1916

Kurz nach Mitternacht tauchte ein kleines Boot aus dem nächtlichen Nebel auf, der von der Oberfläche des Hooghly River aufstieg wie ein Fluch. Im Vorschiff war im schwachen Schein einer verlöschenden Laterne, die am Mast baumelte, die Gestalt eines in einen Umhang gehüllten Mannes zu erkennen, der mühsam dem fernen Ufer entgegenruderte. Westlich des Maidan lag Fort William unter einer aschgrauen Wolkendecke, umgeben von den Lichtern eines schier endlosen Leichentuchs aus Laternen und Häusern, das sich so weit erstreckte, wie das Auge reichte. Kalkutta. Der Mann hielt kurz inne, um Luft zu schöpfen und die schemenhaften Umrisse des Bahnhofs Jheeter's Gate zu betrachten, der nun endgültig in der Dunkelheit versank, die das andere Flussufer einhüllte. Mit jedem Meter, den der Mann weiter durch den Nebel glitt, verschwamm der Bahnhof aus Stahl und Glas mit all den anderen Gebäuden, die von vergangener Größe kündeten. Sein Blick glitt zurück über diesen Dschungel marmorner Mausoleen, die in Jahrzehnten der Verwahrlosung schwarz geworden waren, und nackten

Mauern, an deren ockerfarbener, blauer oder gelber Haut der Monsun mit Macht gefressen hatte, bis sie verblasst waren wie Aquarellfarben in einem See.

Einzig die Gewissheit, dass ihm nur noch wenige Stunden, vielleicht Minuten, zu leben blieben, ließ ihn weiterrudern, während er tief in dieser verfluchten Stadt die Frau zurückließ, die mit seinem eigenen Leben zu schützen er geschworen hatte. In jener Nacht, als Leutnant Peake in einem alten Boot seine letzte Reise nach Kalkutta antrat, zerrannen die Sekunden seines Lebens im Regen, der im Schutz der Dunkelheit eingesetzt hatte.

Während er versuchte, das Boot ans Ufer zu bringen, konnte der Leutnant die beiden Kinder weinen hören, die im Kielraum versteckt waren. Peake blickte zurück und stellte fest, dass die Lichter der Barkasse knapp hundert Meter hinter ihm aufblitzten und immer näher kamen. Er konnte sich das Grinsen seines Verfolgers vorstellen, während er die unerbittliche Jagd genoss.

Er achtete nicht auf das Gebrüll der Kinder, die vor Hunger und Kälte weinten, sondern verwandte alle Kraft, die ihm geblieben war, darauf, das Boot ans Ufer des Flusses zu bringen, welcher an dem unergründlichen, gespenstischen Labyrinth der Straßen Kalkuttas leckte. Zweihundert Jahre hatten genügt, um aus dem dichten Dschungel, der rings um den Kalighat-Tempel wucherte, eine Stadt zu machen, in die Gott sich niemals hineingewagt hätte.

Binnen Minuten war das Unwetter mit der Wucht eines zerstörerischen Geistes über die Stadt hereingebrochen. Von Mitte April bis in den Juni hinein war die Stadt in der Gewalt des sogenannten indischen Sommers. In diesen Tagen ächzte Kalkutta unter Temperaturen von vierzig Grad und einer Luftfeuchtigkeit von nahezu hundert Prozent. Aber unter dem Einfluss heftiger Gewitter, die den Himmel in eine Wand aus Pulverdampf verwandelten, konnte das Thermometer innerhalb von Sekunden um dreißig Grad fallen.

Der wolkenbruchartige Regen verhinderte die Sicht auf die altersschwachen Stege aus modrigem Holz, die auf dem Fluss schwankten. Peake ruderte immer weiter, bis er spürte, wie der Bootsrumpf gegen die Fischermolen stieß. Erst jetzt bohrte er das Ruder in den morastigen Grund und holte rasch die Kinder, die in eine Decke gewickelt waren. Als er sie auf den Arm nahm, drang das Weinen der Babys durch die Nacht wie eine Blutspur, die das Raubtier zu seiner Beute führt.

Durch den dichten Wasserschleier hindurch war das andere Boot zu sehen, das langsam auf das Ufer zuglitt wie ein Totenschiff. Von Panik getrieben, rannte Peake durch die Straßen, die südlich am Maidan entlangführten, und verschwand in der Dunkelheit jenes Stadtbezirks, den seine privilegierten Bewohner, hauptsächlich Europäer und Briten, die *Weißer Stadt* nannten.

Es gab nur noch eine Hoffnung, das Leben der Kinder

zu retten, aber er war noch weit vom Herzen jenes Viertels im Norden von Kalkutta entfernt, wo Aryami Bosé wohnte. Die alte Frau war die Einzige, die ihm jetzt noch helfen konnte. Peake hielt einen Augenblick inne und spähte in die gewaltige Finsternis des Maidan, auf der Suche nach den fernen Lichtpunkten der kleinen Laternen, die wie Sterne über dem Norden der Stadt blinkten. Die finsternen, unter dem Schleier des Sturms verborgenen Straßen waren sein bestes Versteck. Der Leutnant drückte die Kinder fest an sich und wandte sich wieder in Richtung Osten, um im Schatten der großen Paläste im Stadtzentrum zu verschwinden.

Kurz darauf legte die schwarze Barkasse, die ihn verfolgt hatte, an der Mole an. Drei Männer sprangen an Land und vertäuten das Boot. Die Kajütentür öffnete sich langsam, und ohne auf den Regen zu achten, trat eine dunkle, in einen schwarzen Umhang gehüllte Gestalt hervor und ging über die Planke, die die Männer von der Mole herangeschoben hatten. Auf festem Grund angekommen, streckte sie die in einen schwarzen Handschuh gehüllte Hand aus und deutete dorthin, wo Peake verschwunden war. Ein Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, das die Männer in dem Wolkenbruch nicht sehen konnten.

Die dunkle, unheimliche Straße, die durch den Maidan Park und an der Festung entlangführte, hatte sich

durch den prasselnden Regen in einen sumpfigen Morast verwandelt. Peake erinnerte sich vage daran, schon einmal in diesem Teil der Stadt gewesen zu sein, als er unter Oberst Llewelyn gegen die Aufständischen in den Straßen gekämpft hatte. Damals allerdings war es heller Tag gewesen und er zu Pferde, eine Armeeeinheit hinter sich, die nach Blut dürstete. Die Ironie des Schicksals wollte es nun, dass er dieses offene Feld überqueren musste, das Lord Clive 1758 hatte anlegen lassen, damit die Kanonen von Fort William frei in alle Richtungen schießen konnten. Nur dass diesmal er der Gejagte war.

Der Leutnant rannte verzweifelt auf die Bäume zu, während er die heimlichen Blicke stummer Beobachter spürte, nächtliche Bewohner des Maidan, die sich in der Dunkelheit verbargen.

Er wusste, dass niemand versuchen würde, ihn zu überfallen und ihm den Umhang oder die Kinder zu entreißen, die in seinen Armen weinten. Die unsichtbaren Bewohner dieses Ortes konnten die Spur des Todes riechen, die er hinter sich herzog, und keine Menschenseele würde es wagen, sich seinem Verfolger in den Weg zu stellen.

Peake sprang über das Eisengitter, das den Maidan von der Chowringhee Road trennte, und rannte die Hauptverkehrsader der Stadt entlang. Die breite Allee folgte dem Verlauf der alten Straße, die vor knapp dreihundert Jahren durch den bengalischen Dschungel in

Richtung Süden zum Tempel der Kali geführt hatte, dem Kalighat, der der Stadt ihren Namen verlieh. Das nächtliche Treiben, das sonst in Kalkutta herrschte, war angesichts des Regens erstorben, und die Stadt machte den Eindruck eines verlassenen, schmutzigen Basars. Peake wusste, dass sich der undurchdringliche Wasservorhang, der ihm in der stockfinsternen Nacht Schutz bot, genauso schnell wieder auflösen konnte, wie er gekommen war. Die Stürme, die sich vom Meer her dem Gangesdelta näherten, zogen rasch nach Norden oder Westen weiter, nachdem sie ihre reinigenden Wasserfluten über der bengalischen Halbinsel abgeladen hatten. Zurück blieben Nebelschwaden und von giftigen Pfützen überschwemmte Straßen, in denen die Kinder hüfttief im Wasser planschten und Karren feststeckten wie auf Grund gelaufene Schiffe.

Der Leutnant lief zum nördlichen Ende der Choringhee Road, bis er merkte, dass seine Beine zitterten und er kaum noch in der Lage war, die Kinder in den Armen zu halten. Ringsum flimmerten die Lichter von Nord-Kalkutta unter dem samtigen Regenvorhang. Peake wusste, dass er dieses Tempo nicht mehr lange durchhalten konnte und dass es noch weit war bis zu Aryami Bosés Haus. Er musste eine Pause machen.

Er versteckte sich unter der Treppe eines ehemaligen Stoffgeschäfts, an dessen Mauern Zettel mit der offiziellen Mitteilung klebten, dass es demnächst abgerissen

würde. Er erinnerte sich vage, das Gebäude vor Jahren durchsucht zu haben, weil ein reicher Händler behauptet hatte, dort befinde sich eine berüchtigte Opiumhöhle.

Jetzt sickerte schmutziges Wasser durch die ausgetretenen Stufen. Es sah aus wie schwarzes Blut, das aus einer tiefen Wunde quoll. Das Haus wirkte leer und verlassen. Der Leutnant hob die Kinder hoch und sah in ihre erstaunten Augen. Sie weinten nicht mehr, aber sie zitterten vor Kälte. Die Decke, in die sie gewickelt waren, war klatschnass. Peake nahm ihre winzigen Händchen, um sie zu wärmen, während er durch die Ritzen der Treppe in Richtung der Straßen spähte, die rings um den Maidan lagen. Er wusste nicht, wie viele Mörder sein Verfolger angeheuert hatte, aber er wusste, dass sich nur noch zwei Kugeln in seinem Revolver befanden. Zwei Kugeln, die er so klug wie möglich nutzen musste. Die übrigen hatte er in den Tunnels des Bahnhofs verfeuert. Er wickelte die Kinder in den Teil der Decke, der am wenigsten durchnässt war, und legte sie für einen Moment in eine Mauernische des Geschäfts, wo der Boden trocken war.

Dann zog Peake seinen Revolver und schob langsam seinen Kopf unter der Treppe hervor. Nach Süden glich die verlassene Chowringhee Road einer gespenstischen Bühne, die auf den Beginn der Vorstellung wartete. Der Leutnant kniff angestrengt die Augen zusammen und erkannte die ferne Lichterkette am ande-

ren Ufer des Hooghly River. Hastige Schritte auf dem regennassen Pflaster ließen ihn zusammensucken, und er zog sich wieder in die Dunkelheit zurück.

Drei Gestalten tauchten aus der Finsternis des Maidan auf, einem blassen Abklatsch des Hyde Parks, den jemand mitten in den tropischen Dschungel verpflanzt hatte. Messer blitzten in der Dunkelheit auf wie Zungen aus glühendem Silber. Peake nahm rasch die Kinder auf den Arm und atmete tief durch. Er wusste, wenn er jetzt die Flucht ergriff, würden die Männer in Sekundenschnelle über ihn herfallen wie Bluthunde.

Der Leutnant presste sich reglos an die Wand des Ladens und beobachtete seine drei Verfolger, die kurz stehen geblieben waren, um seine Fährte wieder aufzunehmen. Die drei Mörder wechselten ein paar unverständliche Worte, dann wies einer von ihnen die anderen beiden an, sich zu trennen. Peake erschrak, als er sah, wie derjenige, der den Befehl gegeben hatte, genau auf die Treppe zukam, unter der er sich versteckte. Für einen kurzen Moment befürchtete der Leutnant, der Geruch der Angst könne ihn zu seinem Versteck führen.

Verzweifelt glitt sein Blick über die Mauer hinter der Treppe, auf der Suche nach einer Öffnung, durch die er fliehen konnte. Er kniete neben der Nische nieder, wo er kurz zuvor die Kinder abgelegt hatte, und versuchte die losen, von Feuchtigkeit zerfressenen Bretter zu lockern. Das morsche Holz gab ohne weiteres nach,

und Peake spürte, wie ein ekelerregender Luftzug aus dem Keller des verfallenen Gebäudes drang. Er blickte sich um und sah, dass der Mörder keine zwanzig Meter mehr vom Fuß der Treppe entfernt war. Das Messer blitzte in seinen Händen.

Er wickelte die Kinder in seinen Umhang, um sie zu schützen, und kroch ins Innere des Ladens. Plötzlich durchfuhr ein stechender Schmerz sein rechtes Bein oberhalb des Knies. Peake tastete mit zitternden Händen danach, und seine Finger berührten den rostigen Nagel, der sich schmerzhaft in sein Fleisch bohrte. Einen verzweifelten Schrei unterdrückend, packte Peake das Ende des kalten Metallstifts, zog ihn mit einem Ruck heraus und spürte, wie die Haut aufriss und warmes Blut zwischen seinen Fingern hervorquoll. Vor Schmerz und Übelkeit wurde ihm für einige Sekunden schwarz vor Augen. Schwer atmend nahm er die Kinder und richtete sich mühsam auf. Vor ihm lag ein gespenstischer Raum mit Hunderten leerer, mehrstöckiger Regale, die ein seltsames Muster bildeten, das sich in der Dunkelheit verlor. Ohne einen Moment zu zögern, lief er ans andere Ende des Ladens, dessen tödlich verwundetes Gebälk im Sturm ächzte.

Als Peake wieder ins Freie kam, nachdem er endlose Meter im Inneren des baufälligen Gebäudes zurückgelegt hatte, stellte er fest, dass er sich nur knapp hundert Meter vom Tiretta Basar entfernt befand, einem der

vielen Märkte im Nordteil der Stadt. Er war froh über sein Glück und machte sich durch das Gewirr enger, dunkler Gassen, die das Herz dieses unübersichtlichen Viertels von Kalkutta bildeten, auf den Weg zu Aryami Bosés Haus.

Er brauchte zehn Minuten bis zum Anwesen des letzten Mitglieds der Familie Bosé. Aryami lebte allein in einer alten Villa im bengalischen Stil. Das Haus lag hinter dichtem Grün verborgen, das seit Jahren ungehindert im Patio wucherte und dem Gebäude einen verlassenen, verwunschenen Anstrich gab. Doch kein Bewohner von Nord-Kalkutta, auch als die *Schwarze Stadt* bekannt, hätte es gewagt, über die Schwelle dieses Patios zu treten und sich in Aryami Bosés Reich zu begeben. Sie war ebenso geschätzt und geachtet wie gefürchtet. Es gab keine Menschenseele in den Straßen von Nord-Kalkutta, die nicht irgendwann in ihrem Leben von ihr und ihrer Familie gehört hätte. Für die Leute in der Gegend war sie so etwas wie ein Geist, mächtig und unsichtbar.

Peake rannte zu dem schwarzen, schmiedeeisernen Portal, von dem aus ein Weg durch die Büsche im Patio führte, und hastete die Marmortreppe zur Eingangstür hinauf. Die beiden Kinder auf dem Arm, hämmerte er mit der Faust gegen die Tür, in der Hoffnung, dass sein Klopfen nicht im tosenden Sturm unterging.

Der Leutnant klopfte minutenlang, den Blick unverwandt auf die verwaisten Straßen hinter sich gerichtet,

weil er befürchtete, jeden Augenblick seine Verfolger dort auftauchen zu sehen. Als sich die Tür schließlich öffnete, drehte er sich um. Das Licht einer Laterne blendete ihn, und eine Stimme, die er seit fünf Jahren nicht mehr gehört hatte, sagte leise seinen Namen. Peake legte eine Hand vor die Augen und erkannte das undurchschaubare Gesicht von Aryami Bosé.

Die Frau sah ihn forschend an, dann fiel ihr Blick auf die Kinder. Ein schmerzlicher Schatten huschte über ihr Gesicht. Peake sah zu Boden.

»Sie ist tot, Aryami«, murmelte er. »Sie war schon tot, als ich kam ...«

Aryami schloss die Augen und atmete tief durch. Peake merkte, dass sich die Bestätigung ihrer schlimmsten Befürchtungen in die Seele der Frau fraß wie Säure.

»Komm herein«, sagte sie schließlich, trat zur Seite und schloss dann die Tür hinter ihm.

Peake legte die Kinder auf einem Tisch ab und befreite sie von der durchnässten Kleidung. Aryami holte schweigend trockene Tücher und wickelte die Kinder darin ein, während Peake das Feuer schürte, damit ihnen warm wurde.

»Ich werde verfolgt«, sagte er. »Ich kann nicht hierbleiben.«

»Du bist verletzt«, stellte die Frau fest und deutete auf die klaffende Wunde, die er sich an dem Nagel in dem Geschäft zugezogen hatte.

»Nur ein Kratzer«, log Peake. »Es tut nicht weh.«

Aryami trat zu ihm und strich mit der Hand über sein schweißnasses Gesicht.

»Du hast sie immer geliebt ...«

Peake wandte wortlos den Blick ab und sah zu den Kindern.

»Es hätten deine sein können«, sagte Aryami. »Vielleicht hätten sie dann mehr Glück gehabt.«

»Ich muss gehen, Aryami«, erklärte der Leutnant. »Wenn ich hierbleibe, werden sie nicht eher ruhen, bis sie mich gefunden haben.«

Die beiden wechselten einen verzweifelten Blick. Sie wussten, welches Schicksal Peake erwartete, wenn er auf die Straße zurückkehrte. Aryami ergriff die Hände des Leutnants und drückte sie fest.

»Ich bin nicht gut zu dir gewesen«, sagte sie. »Ich hatte Angst um meine Tochter, vor dem Leben, das sie an der Seite eines britischen Offiziers führen würde. Aber ich habe mich geirrt. Wahrscheinlich wirst du mir nie vergeben können.«

»Das hat jetzt keine Bedeutung mehr«, antwortete Peake. »Ich muss jetzt gehen.«

Peake trat ein letztes Mal zu den Kindern, die am wärmenden Feuer lagen. Die Babys lächelten ihn neugierig und mit strahlenden Augen an. Sie waren in Sicherheit. Der Leutnant ging zur Tür und seufzte tief. Nach den Minuten der Ruhe kehrten nun die bleierne Müdigkeit und der rasende Schmerz im Bein mit voller Wucht zurück. Er hatte seine Kräfte bis zum letzten Atemzug

verbraucht, um die Babys hierherzubringen, und nun zweifelte er, ob er in der Lage sein würde, sich dem Unvermeidlichen zu stellen. Draußen peitschte nach wie vor der Regen durch die Sträucher. Von dem Verfolger und seinen gedungenen Mördern war nichts zu sehen.

»Michael ...«, sagte Aryami hinter ihm.

Der Mann blieb stehen, ohne sich umzudrehen.

»Sie wusste es«, log Aryami. »Sie hat es immer gewusst, und ich bin sicher, dass sie deine Gefühle in gewisser Weise erwiderte. Es war meine Schuld. Trag es ihr nicht nach.«

Peake nickte schweigend und schloss dann die Tür hinter sich. Er blieb einige Sekunden im Regen stehen, dann ging er, innerlich ruhig, seinen Verfolgern entgegen. Er ging auf demselben Weg zurück bis zu der Stelle, wo er aus dem verlassenen Geschäft gekommen war, und verschwand erneut in den Schatten des alten Hauses, um nach einem Versteck zu suchen und abzuwarten.

Während er sich in der Dunkelheit verbarg, wurden die Erschöpfung und der Schmerz allmählich zu einem berausenden Gefühl von Einsamkeit und Frieden. Auf seinen Lippen erschien ein Lächeln. Er hatte keinen Grund und keine Hoffnung mehr, weiterzuleben.

Die langen, spitzen Finger in dem schwarzen Handschuh strichen über die blutbefleckte Spitze des Nagels, der unter dem zersplitterten Holz am Kellereingang des

Geschäfts lag. Während die Männer schweigend warteten, führte die hagere Gestalt, die ihr Gesicht unter einer schwarzen Kapuze verbarg, langsam den Zeigefinger an die Lippen und leckte genüsslich den zähflüssigen, dunklen Blutstropfen ab, als sei es ein Tropfen Honig. Dann wandte der Verhüllte sich zu den Männern um, die er vor Stunden für ein paar Münzen und die Aussicht auf eine weitere Zahlung nach Vollendung des Auftrags angeworben hatte, und deutete ins Innere des Gebäudes. Die drei kletterten rasch durch den Zugang, den Peake kurz zuvor geschaffen hatte. Der Mann mit der Kapuze lächelte in die Dunkelheit.

»Einen merkwürdigen Ort hast du dir zum Sterben ausgesucht, Leutnant Peake«, murmelte er vor sich hin. Hinter einen Stapel leerer Kisten weiter hinten im Keller gekauert, beobachtete Peake die drei Gestalten, die in das Gebäude krochen. Obwohl er ihn von dort nicht sehen konnte, wusste er genau, dass ihr Auftraggeber auf der anderen Seite der Mauer wartete. Er spürte seine Gegenwart. Peake zog seinen Revolver und drehte die Trommel, bis sich eine der beiden Patronen in der Kammer vor dem Lauf befand, wobei er das Klacken der Waffe durch die durchnässte Tunika dämpfte, die er trug. Er hatte keine Angst mehr, in den Tod zu gehen, aber er würde sich nicht alleine auf den Weg machen.

Das Adrenalin, das durch seine Adern jagte, dämpfte den wütenden Schmerz im Bein, bis er nur noch ein

leises, dumpfes Pochen war. Überrascht von seiner eigenen Ruhe, lächelte Peake erneut und blieb reglos in seinem Versteck hocken. Er sah, wie seine Häscher langsam durch die Gänge zwischen den leeren Regalen auf ihn zukamen, bis sie etwa zehn Schritte von ihm entfernt stehen blieben. Einer der drei Männer hob die Hand und deutete dann auf einige Fußspuren auf dem Boden. Peake hob die Waffe auf Höhe der Brust, zielte und spannte den Hahn.

Auf ein weiteres Handzeichen hin teilten sich die drei Männer auf. Zwei von ihnen gingen in einem langsamen Bogen in Richtung des Kistenstapels, der dritte kam genau auf Peake zu. Der Leutnant zählte lautlos bis fünf und stieß dann den Kistenstapel auf den Angreifer. Die Kisten stürzten über seinem Gegner zusammen, und Peake rannte zu der Maueröffnung, durch die sie gekommen waren.

Einer der Mörder stürzte durch einen Quergang auf ihn zu und hielt ihm das Messer knapp vors Gesicht. Bevor der Kerl siegesgewiss grinsen konnte, bohrte sich der Lauf von Peakes Revolver unter sein Kinn.

»Lass das Messer fallen«, zischte der Leutnant.

Der Mann sah Peakes eiskalten Blick und tat wie geheißen. Peake packte ihn brutal bei den Haaren und wandte sich, ohne die Waffe sinken zu lassen, den Komplizen zu, wobei er seine Geisel als Schutzschild benutzte. Die beiden anderen Mörder kamen lauernd näher.

»Leutnant, erspar uns die Szene und gib uns, was wir suchen«, murmelte eine vertraute Stimme hinter ihm.

»Diese Männer sind brave Familienväter.«

Peake wandte sich zu dem Mann mit der Kapuze um, der ein paar Meter von ihm entfernt in der Dunkelheit stand und grinste. Es war noch nicht lange her, da hatte er dieses Gesicht als das eines Freundes geschätzt. Jetzt konnte er in ihm seinen Mörder sehen.

»Ich puste dem Kerl den Kopf weg, Jawahal«, stieß Peake hervor.

Seine Geisel schloss zitternd die Augen.

Der Mann mit der Kapuze verschränkte geduldig die Arme und seufzte gelangweilt.

»Nur zu, Leutnant«, erwiderte er, »aber das wird dich nicht hier rausbringen.«

»Ich meine es ernst«, entgegnete Peake und bohrte die Mündung des Revolvers in das Kinn des Mannes.

»Natürlich, Leutnant«, sagte Jawahal versöhnlich.

»Schieß nur, wenn du den Mumm hast, kaltblütig und ohne den Befehl Seiner Majestät einen Mann zu ermorden. Sonst lass die Waffe fallen, und wir können eine Lösung finden, mit der uns beiden gedient ist.«

Die beiden bewaffneten Mörder waren reglos stehen geblieben, bereit, sich auf das erste Zeichen des Manns mit der Kapuze auf ihn zu stürzen. Peake lächelte.

»Also gut«, sagte er schließlich. »Wie findest du diese Lösung?«

Peake stieß seine Geisel zu Boden und fuhr mit erhoh-

benem Revolver zu dem Mann mit der Kapuze herum. Der erste Schuss hallte durch den Keller. Die ausgestreckte, behandschuhte Hand des Mannes mit der Kapuze tauchte aus der Pulverwolke auf. Peake sah das verformte Projektil in der Dunkelheit aufblitzen, wo es sich langsam in einen Faden flüssigen Metalls verwandelte und zwischen den spitzen Fingern zerrann wie eine Handvoll Sand.

»Schlecht gezielt, Leutnant«, sagte der Mann mit der Kapuze. »Versuch's noch einmal, aber diesmal von näher.«

Bevor Peake auch nur einen Muskel rühren konnte, packte der Mann mit der Kapuze seine Hand mit der Waffe und hielt sich die Mündung vors Gesicht, genau zwischen die Augen.

»Hat man dir das nicht in der Militärakademie beigebracht?«, zischte er.

»Wir waren einmal Freunde«, sagte Peake.

Jawahal grinste verächtlich.

»Diese Zeiten, Leutnant, sind vorbei«, antwortete er.

»Gott, vergib mir«, stieß Peake hervor, dann drückte er erneut ab.

Für Augenblicke, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, sah Peake, wie die Kugel Jawahals Schädel durchschlug und ihm die Kapuze vom Kopf riss. Licht fiel durch die Wunde in dem zur grinsenden Fratze erstarrten Gesicht. Dann schloss sich die rauchende Öffnung, die das Projektil gerissen hatte, ganz langsam

wieder, und Peake spürte, wie ihm der Revolver aus den Händen glitt.

Die glühenden Augen seines Gegners hefteten sich auf ihn, und eine lange, schwarze Zunge erschien zwischen den Lippen.

»Du kapiert es immer noch nicht, stimmt's, Leutnant? Wo sind die Kinder?«

Es war keine Frage. Es war ein Befehl.

Starr vor Angst schüttelte Peake den Kopf.

»Ganz wie du willst.«

Jawahal zerquetschte die Hand des Leutnants, und Peake spürte, wie seine Fingergelenke unter dem Fleisch zersplitterten. Der Schmerz raubte ihm den Atem und ließ ihn in die Knie gehen.

»Wo sind die Kinder?«, fragte Jawahal noch einmal.

Peake wollte etwas sagen, doch der rasende Schmerz, der von der blutigen Masse ausging, die gerade eben noch seine Hand gewesen war, raubte ihm die Sprache.

»Willst du etwas sagen, Leutnant?«, flüsterte Jawahal und kniete sich neben ihn.

Peake nickte.

»Gut. Gut«, sagte sein Gegner lächelnd. »Offen gestanden macht es mir keinen Spaß, dich leiden zu sehen. Hilf mir, das Ganze zu Ende zu bringen.«

»Die Kinder sind tot«, behauptete Peake stöhnend.

Der Leutnant bemerkte die unwillige Miene, die auf Jawahals Gesicht erschien.

»Nein, nein. Du hast das gerade sehr gut gemacht, Leutnant. Mach es jetzt nicht kaputt.«

»Sie sind tot«, beteuerte Peake noch einmal.

Jawahal zuckte mit den Schultern und nickte dann langsam.

»Also gut«, sagte er. »Du lässt mir keine andere Wahl. Aber bevor du gehst, lass mich dich daran erinnern, dass du es nicht geschafft hast, Kylian zu retten, als ihr Leben in deinen Händen lag. Männer wie du sind schuld daran, dass sie gestorben ist. Aber die Tage dieser Männer sind gezählt. Du bist der letzte. Die Zukunft gehört mir.«